

8-

Sagen  
des  
Dorfes Esbeck



**Sagen  
des  
Dorfes Esbeck**

Gesammelt und erzählt

von

Heinrich Klages

Müller, E 120, O 12, 75

## Zum Geleit

Es war ein großes Glück, daß in den zwanziger Jahren in Esbeck noch genug alte Leute lebten, die mit ganzem Herzen tief im Denken und Glauben ihrer Vorfahren wurzelten. Neben anderem war ihnen auch eine verhältnismäßig große Anzahl von Sagen aus dem Dorfe und einigen Nachbarorten bekannt.

Damit dieses der Heimerde entwachsene Geistesgut nicht der endgültigen Vergessenheit verfiel, hielt ich es für meine Pflicht, es zu sammeln und aufzuschreiben. Gegen Ende des dritten Jahrzehnts lag die Esbeker Sagensammlung bereits vollständig vor, und nur die widrigen Verhältnisse jener Zeit verhinderten ihre Veröffentlichung. Das erschreckend nüchterne Denken, Fühlen und Wollen der Menschen unserer Tage aber gebietet es geradezu, das damals Versäumte jetzt noch nachzuholen.

Möchten die Sagen des Dorfes Esbeck von jung und alt gelesen und gewertet werden als Mahner zur Besinnung auf die ewigen Quellen unseres Volkstums, als heiliges Vermächtnis unserer Ahnen, als Denkmal heimischer Volksdichtung und als unzerreißbares Band zwischen den Esbeckern in der Heimat und in der Fremde.

Heinrich Klages

## Vom wilden Jäger

Wenn in vergangenen Zeiten in den Zwölften der Sturmwind über unsere Dörfer, Felder und Wälder dahinbrauste, sagten die Alten wohl: „De wille Jäger treadet!“ Voll banger Scheu verwahrten sie dann gewissenhaft Lüre und Tore zu ihren Häusern, Ställen und Scheunen. Um der wilden Jagd nicht im Freien zu begegnen, begab sich in dieser Zeit in den Stunden von Mitternacht bis zum Morgengrauen nur ungern ein Mensch über Land. Wer aber dazu gezwungen war, beachtete peinlichst das ihm für solche Fälle von Kindesbeinen an eingeschärfte Gebot: „Wenn de wille Jäger treadet, wahret juen Weg un latet alles links liggen!“

Einmal, an einem Tage zwischen Weihnachten und Neujahr, sollte ein Bauernbursche aus Esbeck auf Geheiß seines Vaters Kohlen von „Glückauf“ am Osterwalde nach Hildesheim fahren. Weil das ein weiter Weg war, stand er schon vor Mitternacht auf, schirrte die Pferde an und fuhr frohgemut vom elterlichen Hofe.

Als der Junge die letzten Häuser des Dorfes hinter sich gelassen hatte und auf dem Mühlenwege angelangt war, wurde er durch ein aus den Wolken kommendes Lärmen, Schreien und Töhlen gar ungsanft aus seinem Halbschlaf erschreckt. Deutlich vernahm er aus dem schauerlichen Getöse, das sich ihm von Sehde her in rasender Geschwindigkeit näherte, ein lautes „Tiff, jaff, joo!“ Vor Angst kroch der Jüngling in sich zusammen, wußte er doch, daß das wütende Gebläff nur von den Hunden des wilden Jägers herrühren konnte. Obgleich ihm die Mahnung seiner Eltern in den Sinn kam, schaute er doch neugierig in die Höhe. Da sah er, wie das graue Heer auf ihn zukam und in tollem Durcheinander durch die Luft wirbelte und schwärmte. Seinem Gefolge weit voraus, brauste der von Hunden und Raben begleitete wilde Jäger auf einem weißen Rosse daher. Der Kopf saß ihm verkehrt auf den Schultern; deshalb war sein Gesicht unentwegt den ihm in dichten Scharen folgenden Jagdgenossen zugewandt.

Plötzlich löste sich aus dem tobenden Schwarme eine wüste Gestalt und stürzte sich mit drohend geschwungenem Speere auf den Jungen herab. Jetzt wurde er sich der großen Gefahr bewußt, in der er schwebte. In seiner Erregung hielt er die Pferde an, und der Wagen blieb mitten auf dem Wegkreuze im Mühlenfelde stehen. Das war sein Glück, denn auf Kreuzwegen war der wilden Jagd jegliche Macht über die Menschen genommen.

Raum hatte der gespenstische Zug den Mühlenweg gekreuzt und war in der Richtung auf den Ransstein davongezogen, da setzte der am ganzen

Leibe zitternde Jüngling seine Pferde in Trab. Nach kurzer Zeit kam er wohlbehalten in Quanthof an und war glücklich, daß der wilde Jäger oder einer aus seiner verwegenen Schar ihm kein Leid zugefügt hatte.

Von Stund' an richtete sich der Jüngling aufs genaueste nach den Weisungen der Alten. Es ist ihm daher bis an sein Lebensende keine Unannehmlichkeit mehr widerfahren, wenn die wilde Jagd an ihm vorüberzog.

## Die Frau im Monde

Vor undenklichen Jahren lebte einmal eine Frau, die hielt weder Sonntage noch Festtage in Ehren. Sogar am Heiligen Abend arbeitete sie, während alle anderen Mädchen und Frauen ihre sonst so fleißigen Hände müßig in den Schoß legten.

Als sie nun einst an einem Christabend wieder vor ihrem Butterfasse saß, stand unversehens eine fremde Frau an ihrer Seite. Mit gütigen Worten sprach sie die Bäuerin an und wunderte sich darüber, daß sie an diesem den Frauen geweihten Abend buttere, an dem sich nach altem frommem Brauche noch nicht einmal eine Stricknadel rühren und ein Spinnrad schnurren dürfe.

Ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen, hörte die Frau der Unbekannten eine Weile geduldig zu. Da sie ihr aber immer ernster ins Gewissen redete, erwiderte sie unwillig, es gehe keinen Menschen etwas an, wie sie am Christtag, Sonntag oder Montag ihr Tagewerk vollbringe.

Weil die Fremde sich damit nicht zufrieden gab und ihr eindringlich das dritte Gebot ins Gedächtnis rief, geriet sie außer sich vor Wut und wies ihr schimpfend und scheltend die Tür.

Ehe sich aber die fromme Frau zum Gehen anschickte, sprach sie mit trauriger Stimme zu der Gottlosen: „Weil du so verstockt bist und Gottes Gebote nicht achtest, sollst du nach deinem Tode zur ewigen Verdammnis in den Mond verbannt werden!“ Danach entfernte sie sich ungeesehen, wie sie gekommen war.

Als sie das Haus verlassen hatte, erschraf die Bäuerin über ihre unbedachten Worte. Aus Kummer ward sie nun von einem Tage zum andern immer hinsäfflicher, und bald läutete ihr die Totenglocke.

An ihrem Sterbetage ging in Erfüllung, was die fremde Frau angekündigt hatte: das unselige Weib erschien im Monde, vor einem Butterfasse sitzend und butternnd. Dort ist es noch in jekiger Zeit zu sehen, wenn der Vollmond am Himmel steht.

## Dom Langschwanz

Einst wirtschaftete auf einem Hofe in Esbed ein Bauer, der ein sehr fleißiger Kirchgänger war und selten einen Gottesdienst ohne triftigen Grund versäumte. Dennoch trauten ihm die Leute nicht über den Weg; sie vermuteten sogar, er denke sich unter der Predigt aus, wie er seinen Nächsten am besten übers Ohr hauen könne.

Im Hause des Bauern ging es nach der Meinung der Knechte und Mägde auch nicht mit rechten Dingen zu. Sie wunderten sich insbesondere darüber, daß die Hausfrau des Sonntags das Mittagessen niemals in ihrem Beisein zubereitete.kehrten sie aber nach Schluß des Gottesdienstes ins Haus zurück, so fanden sie den Tisch doch immer mit den besten Speisen reichlich gedeckt.

Diese eigenartige Sache zu ergründen, blieb eines Sonntags der Großknecht heimlich der Kirche fern. Er zog sein Kirchenzeug an und versteckte sich in einem dunklen Winkel der Küche unter einem großen Büfetubben. Als es ausgeläutet hatte, sah er durch das Spundloch seines Verstecks die Bauersfrau mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arme zur Küchentür eintreten. Geschäftig setzte sie dann Näpfe und Töpfe auf den erloschenen Herd unter den Schornstein. Hierauf schaute sie, unverständliche Worte murmelnd, in den Rauchfang hinauf.

Nach einer Weile vernahm der Knecht ein ohrenbetäubendes Rasseln, Prasseln und Boltern. Gleich danach stand der Langschwanz grinsend auf den Herdsteinen. Schon wollte er das aufgestellte Geschirr füllen, da wurde er plötzlich mißtrauisch und drehte sich nach dem Tubben um. Dann sprach er aufgeregt: „Ed gläuwe, ett sind höher twäi Cogen tea viel. Sall ed se iutpiusten?“ Weil die Bäuerin dachte, es seien die Augen ihres Kindes gemeint, entgegnete sie ängstlich: „Och näl, datt Lüttje kann noch nichts vertellen.“ Nach einigem ratlosen Zaudern beruhigte sich der Unheimliche wieder und versah die Töpfe mit allerlei scheußlichem Unrat und Unflat.

Verdrießlich sah er sich dann noch einmal mit finsternen Blicken nach dem unerwünschten Lauscher um. Drohend rief er ihm zu: „Härrest diu nich den gesegneten Kock anne, denn wolle ed woll anders mit deek füren!“ Nachdem er das gesagt hatte, trat der Langschwanz wieder unter den Rauchfang und sauste pfeifend zum Dache hinaus.

Mit glücklichem Lächeln nahm jetzt die Frau die vollen Schüsseln und trug sie in die Stube. Unterdes kam der Knecht aus seinem finsternen Schlupfwinkel hervor und wartete im Stalle das Ende des Gottesdienstes ab. Als er bald darauf zum Essen gerufen wurde, dampfte auf dem Tisch das leckerste Mahl, das man sich nur denken



konnte. Der Knecht vermochte jedoch nicht, auch nur einen einzigen Bissen davon zu genießen.

Weil er aber keinem Menschen dienen wollte, bei dem es nicht ehrlich zugeht, kündigte er dem Bauern den Dienst auf und verließ noch am gleichen Tage das unheimliche Haus.

## Die Schmalzbirnen

In einem Baumgarten zu Esbeck stand vorzeiten ein mächtiger Birnbaum, der in jedem Herbst die herrlichsten Früchte in großer Zahl trug. Die Birnen wurden weit und breit sehr geschätzt, denn sie waren weich wie Butter und schmeckten köstlicher als das beste Schmalz. Nach Ansicht der Leute kam das daher, weil der Glühschwanz den Baum eines Nachts mit Schmalz überschüttet haben soll.

Und das war nach ihrer Erzählung so zugegangen: An einem sternklaren Sommerabend wollte der Bauer, dem der Garten gehörte, in später Stunde sein Nachtlager aufsuchen. Bevor er sich zum Schlafen niederlegte, blickte er nach seiner Gewohnheit noch einmal durch das Kammerfenster in die helle Nacht hinaus. Zu seiner Überraschung zog auf einmal ein langer feuriger Schweif am Himmel daher und kam gerade auf ihn zu. Das war nach seinem Glauben der Glühschwanz oder Feuerdrache. Wer dem im richtigen Augenblicke „Halspart!“ zurief, erhielt die Hälfte von den Sachen ab, die er mit sich schleppte. Man mußte nur etwas Glück haben, denn manchmal trug das unbeschreibliche Ungeheuer auch Mist oder andere unflätige Dinge bei sich. Geduldig wartete der Bauer nun, bis der Glühschwanz auf seinem Fluge mitten über seinem Gehöft angelangt war. Dann rief er schnell: „Halspart!“ und ein breiter Feuerregen senkte sich langsam zur Erde hernieder.

Daraufhin eilte der Mann erwartungsvoll die Treppe hinunter, um nach der Hinterlassenschaft des Glühschwanzes zu suchen. Mit großer Sorgfalt nahm er jede Ecke und jeden Winkel seines Hofes in Augenschein, fand aber nirgends auch nur die geringste Spur von den sehnlichst erwünschten Schätzen. Zu guter Letzt fiel ihm noch ein, sich auch einmal in seinem Baumgarten danach umzusehen. Wie wunderte sich der Bauer da, als hier der dickste Birnbaum über und über mit Schmalz bedeckt war!

Zwar war er über den ihm gering dünkenden Fund sehr enttäuscht, trotzdem frachtete er von allen Ästen und Zweigen des Baumes das Schmalz ab und verwahrte es sorglich in irdenen Töpfen. Seine Frau weigerte sich indes, den Teufelsbreck, wie sie sagte, in ihrem Haushalte

zu verwenden. Doch als sparsamer Mensch mochte er es nicht wegschütten, sondern bestimmte das Schmalz zum Schmieren seiner Wagen und Pflüge. Und siehe da, soviel er auch davon gebrauchte, immer blieb die gleiche Menge in den Töpfen zurück, so daß er zeit seines Lebens Wagenfett in Fülle und Fülle besaß.

Und als im nächsten Herbst die Birnen reif waren, schmeckten sie, die bis dahin sauer wie Holzbirnen gewesen waren, zur Verwunderung der Leute besser als das prächtvollste Schmalz. Aus diesem Grunde wurden sie im ganzen Dorfe Schmalzbirnen genannt.

## Der dreibeinige Hase

Vor langer Zeit wohnten auf einer kleinen Stelle im Unterdorfe zu Esbeck sehr wohlhabende Leute. Niemand konnte sich erklären, wie sie zu ihrem ansehnlichen Vermögen gekommen waren, denn das wenige von ihnen beackerte Land brachte nach menschlicher Berechnung nur kargen Verdienst. Im Dorfe munkelte man mancherlei über die Herkunft des Geldes; manche Menschen behaupteten sogar, der Langschwanz trüge es der Frau des Nachts insgeheim durch den Schornstein zu. Doch keiner hatte das jemals gesehen, bis ein Nachbartsmann durch einen Zufall hinter das Geheimnis kam.

Eines Morgens begab er sich in aller Frühe in das Haus, um den Leuten eine wichtige Bestellung auszurichten. Als er in der Stube weber den Mann noch die Frau vorfand, ging er schnurstracks in die Küche. Zu seinem größten Erstaunen traf er hier die Frau mit einem dreibeinigen Hasen an, der gerade seine Gaben in einen Sack mit offenem Boden schüttete.

Bei dem unerwarteten Erscheinen des Mannes wurde die Frau weiß wie der Kalk an der Wand und war keines Wortes mehr mächtig. Der Hase jedoch witschte ihm blitzschnell zwischen den Beinen hindurch und stürzte in Windeseile zur Tür hinaus. Rasch trat der Nachbar ans Fenster und bemerkte, wie er in großen Sägen auf den Hof des Nachbarhauses stürmte und im Garten verschwand.

Inzwischen hatte sich die Frau von ihrem Schrecken erholt und gab dem Manne mit Tränen in den Augen die besten guten Worte, er möge doch von dem Gesehenen keinem Menschen etwas sagen. Ja, sie versprach ihm die Hälfte ihrer gesamten Habe, wenn er über die Sache reinen Mund halten werde. Aber soviel sie ihm auch von ihren Schätzen anbot, er gab ihr das gewünschte Versprechen nicht, weil er nach dem Vorgesagten wußte, daß sie eine abgefäimte Heze war. Verächtlich kehrte er dem verschlagenen Weibe den Rücken und ließ es mit seinen Hezenstücken in der Stube allein.

Nun erfuhr bald jedermann in der Gemeinde, wo der Ursprung des unermesslichen Reichthums der Leute zu suchen war. Von der Zeit ab wollte kein rechtlich denkender Mensch mehr etwas mit ihnen gemein haben, und man begegnete ihnen bis an ihr Lebensende überall mit größtem Mißtrauen und tiefster Verachtung.

## Der Spuk im Hause

Ein unehrlicher Mann aus dem Unterdorfe in Esbeck hatte vor Jahren nicht nur viele Leute betrogen, auch die Gemeinde war durch ihn um eine größere Summe Geldes gebracht worden. Zur Strafe für seine schlimmen MACHenschaften soll er noch lange nach seinem Tode in seinem ehemaligen Hause herumgespukt haben.

Wenn des Nachts die Spukstunde anbrach, erfaßte das Haus vom Keller bis zum Dachboden eine Unruhe ohnegleichen. In dieser Zeit klopfte, polterte und rumorte es in Stuben und Kammern, scharrte und knarrte es in Koffern und Schränken, schurrte und schlürfte es auf Diehlen und Gängen und klirrte und rasselte es auf der Bodentreppe.

Gleichzeitig trat im Scheine eines brennenden Lichtes ein weißhaariger Mann in die Wohnstube. Er ließ sich mit bekümmertem Gesichte am Stubentische nieder, wo er emsig in einem dicken Buche schrieb oder rechnete. Nach einer kleinen Zeitspanne erhob er sich wieder, schüttelte traurig den Kopf und schritt dann auf einen Eschrank zu. Dort zog er hastig alle Fächer und Schubkästen auf und kramte sie erregt um und um. Danach nahm er die Kerze vom Tische und leuchtete sorgfältig die ganze Stube ab, als ob er etwas Verlorenes suche. Nach einer Weile wanderte der Alte mit dem flackernden Lichte von einem Zimmer in das andere. Wohin er kam, setzte er sein eifriges, doch immer erfolgloses Suchen fort. Wenn die Turmuhr eins schlug, erreichte er allemal den Hausboden. In diesem Augenblicke erlosch das Licht, eine tiefe Stille breitete sich über das ganze Haus aus, und der Spuk war verfliegen, bis er am nächsten Abend wieder von vorne anfang.

Mitunter wurde der spukende Alte auch in der Umgebung des Hauses gesehen. An einem Winterabend hatte einmal ein junges Mädchen mit seinen Freundinnen in dem Hause gesponnen. Um nach Schluß des Spinnabends schneller nach seiner Wohnung im Tie zu kommen, nahm es den Weg gleich durch den Grasgarten. Wie staunte es da, als dort der höchste Apfelbaum in blendendem Lichterglänze funkelte und ein unbekannter Mann sich darunter zu schaffen machte. Unwillkürlich hemmte die Spinnerin ihre Schritte, ging jedoch, wenn auch mit klopfendem Herzen, ruhig weiter. Als der überraschte Alte sie erblickte, er-

schrak er. Sofort stellte er seine Arbeit ein und begleitete sie stumm bis an die Gartenhecke. Von einer unbefreiblichen Angst ergriffen, schlüpfte sie hier schnell durch ein offenes Zaunloch. Dann lief sie, was sie laufen konnte, in ihr Elternhaus. Der ungebetene Begleiter aber kehrte seufzend um und verlor sich wieder im Dunkel der Nacht.

Als das Haus später zu Verkaufe stand, fand sich des Spukes wegen lange Zeit kein Käufer; erst nach vielen Jahren ging es in andere Hände über. Mit dem Tage war es mit dem Spuke aus und vorbei.

## Die schwarze Kage

Es ist schon lange her, da wohnte auf dem Tie zu Esbeck ein Schäfer. Als einst die Schafe Lämmer geworfen hatten, ging er bei nachtschlafender Zeit nach seinem Schafstalle im Unterdorfe und wollte dort nach dem Rechten sehen.

In der Nähe des schmalen Steges, der im Tie über den Bach führte, sah er eine schwarze Kage auf einem Zaunpfahle sitzen. Da sie ihn unverwandt mit ihren leuchtenden Augen anstierte, erschien ihm die Sache nicht ganz richtig. Daher griff er auf die Erde, hob einen Stein auf und warf ihn mit den Worten: „Teuf, diu eole Vork, deß will ec da runderbringen!“ nach der Kage. Mit klagendem Schrei brach sie zusammen und fiel tot zu Boden.

Im nächsten Augenblicke war der Schäfer von vielen kleinen Kagen umringt. Sie sprangen fauchend, beißend und kragend an ihm in die Höhe. Als er sich ihrer nicht erwehren konnte, rannte er in schnellem Laufe vor den wütenden Tieren davon. In hellem Haufen kamen sie ihm jammernnd nachgelaufen und verfolgten ihn bis an den Kirchhof, wo sie spurlos verschwanden.

Außer Atem erreichte der Schäfer den Schafstall, und es dauerte lange Zeit, ehe er sich von dem ausgestandenen Schrecken erholt hatte. Da er in den folgenden Nächten bei der Brücke immer wieder von den kleinen Kagen angefallen wurde, bekam der Schäfer es mit der Angst. Er ließ sich von nun an keinen noch so großen Umweg verbrießen, wenn er in der Dunkelheit etwas im Unterdorfe zu tun hatte. Und nie wieder in seinem Leben erhob er seine Hand gegen ein unschuldiges Tier.

## Das goldene Sofa

Noch um die Mitte des verfloffenen Jahrhunderts lagen an den Esbecker Dorfstraßen viele Feuersteiche; einer befand sich auch im Unterdorfe an der Ecke bei der Pastorenscheune.

An diesem Teiche soll es damals nicht geheuer gewesen sein, denn in jeder Johannisnacht schwebte über seinem dunklen Wasserspiegel ein goldenes Sofa. Wenn nachts um zwölf Uhr der erste Glockenschlag vom nahen Turme erscholl, stieg es aus der Tiefe empor, blieb bis zum zwölften stehen und sank dann wieder auf den Grund hinab.

Nach alter Überlieferung sollten Menschen, die das wunderbare Sofa an die Erde bannen konnten, mit Glücksgütern reich gesegnet werden und ohne Arbeit sorgenlos durchs Leben kommen können. Neben vielen anderen Leuten hatte in jener Zeit auch der Nachtwächter des Dorfes mehrere Male sein Glück versucht, doch war es ihm nie gewogen gewesen. Wahrscheinlich hatte er etwas versehen oder ihm war der gütliche Spruch entfallen. Da nahm er sich vor, die Sache in der nächsten Johannisnacht noch einmal zu probieren und zu einem guten Ende zu führen.

Als der Johannisabend gekommen war, richtete er seinen Rundgang durchs Dorf darauf ein, daß er nach seiner Voraussicht pünktlich um zwölf Uhr den geheimnisvollen Teich erreichen mußte. Frohen Sinnes machte sich der Nachtwächter zu gewohnter Zeit auf den Weg und blies alle Viertelstunde sein Wächterhorn. Aber als er gerade in der Nähe des Pfarrmitwehhauses ange langt war, weckte ihn der erste Schlag der zwölften Stunde jäh aus seinen traumseligen Gedanken. So schnell ihn die Füße tragen konnten, eilte er nun auf den Feuer teich zu, von wo ihm das Sofa schon in hellem Scheine lockend entgegenstrahlte.

Bald war er ihm so nahe, daß er es mit den Händen greifen konnte. Gleich fing er an, die mühsam eingeprägte Bannformel aufzusagen, aber er warf in seiner Aufregung die Worte durcheinander. Und bevor er ihre richtige Reihenfolge zusammengebracht hatte, verhallte dröhnend der zwölfte Glockenschlag. In seiner grenzenlosen Verzweiflung griff der Nachtwächter nun hilflos nach der Lehne des sinkenden Sofas, die gerade noch mit ihrem oberen Rande aus dem Wasser ragte. Dabei stürzte er kopfüber in den Teich, und das trübe Wasser schlug klatschend über seinem Kopfe zusammen. Mit Mühe und Not nur rettete er sich, naß wie eine Kage, auf das trockene Land.

Niedergeschlagen ging der um sein vermeintliches Glück Betrogene nach Hause und konnte lange sein Mißgeschick nicht verwinden. Erst mit den Jahren gab er sich mit seinem Schicksal zufrieden. Er versuchte aber sein Lebtag nicht wieder, sein Glück auf eine ungewöhnliche Weise zu machen.

Noch vor seinem Tode erlebte er es, wie die Feuer teiche allesamt zugeworfen wurden. Seit das geschehen ist, ward das goldene Sofa nicht mehr gesehen.

## Die letzte Bettstunde in der Esbecker Kirche

In der Kirche zu Esbeck wurde ehemals an jedem Mittwoch in der Fastenzeit eine Bettstunde, Salve genannt, gehalten. Weil sie bereits in den frühen Morgenstunden stattfand, war den meisten Menschen die Zeit zu ungelegen. Infolgedessen wurde sie nur von wenigen Leuten besucht; daher beschloß die Gemeinde eines Tages ihre Abschaffung.

In der letzten Bettstunde geschah nun etwas, worüber man sich noch lange nachher im Dorfe wunderte. In der Zeit nämlich, in der von dem Geistlichen die Schrift ausgelegt wurde, trat aus dem Gewölbe unter dem Chore eine schneeweiß gekleidete Jungfrau. Mit einem versiegelten Briefe in der Hand, stieg sie vor den Augen der überraschten Gemeinde langsam die Chortreppe hinauf. Bei ihrem Erscheinen vor dem Altare unterbrach der Pastor seine Predigt, und es wurde totenstill im Gotteshause. Gespannt waren aller Augen auf den Prediger gerichtet, aber der schüttelte, zu den Kindern und den Altaristen gewandt, nur andauernd den Kopf.

Inzwischen war die weiße Jungfrau vor die Knaben getreten und mit dem Briefe bittend von einem zum andern gegangen. Sie hatten jedoch die Zeichen ihres Geistlichen richtig gedeutet und ließen sich nicht zur Annahme bewegen. Darauf ging sie zu den Mädchen hinüber, um bei ihnen ihr Glück zu versuchen. Diese aber senkten ihre Köpfe und blickten ängstlich vor sich nieder. Durch die stumme Absage aufs tiefste betrübt, begab sich die weiße Jungfrau nunmehr vor den Stand der Altaristen. Einer von ihnen wollte den Brief annehmen, denn er meinte, darin sei der Kirche ein segensreiches Vermächtnis verschrieben. Der Geistliche erriet seine Gedanken und begann über das Bibelwort „Dich soll nichts gelüsten!“ zu predigen. Unter dem Eindruck der Predigt besann sich der Altarist eines Besseren und wies den Brief nun ebenfalls zurück.

Enttäuscht blieb die weiße Jungfrau einen Augenblick vor dem Altare stehen; dann wandelte sie gemessenen Schrittes über das Chor davon. Unten vor der Treppe sah sie sich noch einmal traurig nach allen Seiten um, worauf sie wieder in die Grabkammer zurückkehrte.

Die entsetzten Kirchgänger hatten sich noch nicht von ihrer Aufregung erholt, als sich eine weiße Taube durch ein offenes Fenster zur Kirche hereinschwang. In ihrem Schnabel hielt sie den gleichen Brief, den noch kurz vorher die weiße Jungfrau in der Hand getragen hatte. Die Taube flog schnurgerade auf den Altar zu und versuchte dreimal nach einander, ihn den Jungen, Mädchen und Altaristen zu überreichen. Aber ihr Bemühen blieb ebenso vergeblich wie das der weißen Jungfrau. Da schwebte sie mit müdem Flügelschlage zum Fenster hinaus und ward nie mehr gesehen.



Die meisten Kirchleute waren froh, daß niemand den Brief der Jungfrau und der Taube abgenommen hatte, weil das nach ihrer Auffassung der Kirche Unheil gebracht hätte. Einige wenige dagegen glaubten, in dem Briefe sei die Zusicherung einer Schenkung für sie enthalten gewesen, wenn die Bestunde beibehalten werde. Wie dem auch sein mag: die Bestunde wurde abgeschafft und blieb es bis auf den heutigen Tag.

## Der überlistete Teufel

Bis vor ungefähr zwei Menschenaltern stand auf einem Hofe in Esbeck eine alte Scheune. Soweit die ältesten Leute denken konnten, war sie nie recht in Ordnung. Wenn die Eigentümer des Hofes die schadhafsten Stellen ausbessern ließen, so zeigten sich schon am Morgen darauf wieder Spuren neuen Verfalls.

An diese merkwürdige Erscheinung knüpft sich folgende Sage: Als in alter Zeit die Scheune errichtet wurde, ging dem Bauern das Geld aus, ehe sie vollendet war. Er mußte bald nicht mehr aus noch ein, weil ihm weder Verwandte noch Bekannte das zum Weiterbau benötigte Kapital vorstrecken wollten.

Mit sorgenschwerem Herzen stand der bedauernswerte Mann eines Abends an der verlassenen Baustelle. Da trat unvermüdet der Teufel zu ihm und redete ihn mit gleisnerischen Worten an. Der Bauer wollte ihm aus dem Wege gehen, doch der Böse ließ nicht von ihm ab. Wenn er ihm seine Seele verschriebe, so erbot er sich, wolle er die Scheune in einer Nacht unter Dach und Fach bringen. Weil er seinem Gott und Glauben treu bleiben wollte, verwahrte sich der Bauer gegen solch ein ungeheuerliches Verlangen. Der Verführer aber versuchte immer wieder, ihn durch glänzende Versprechungen für sich zu gewinnen. Zuletzt prahlte er gar: „Wenn du meinen Vorschlag annimmst, baue ich die Scheune von Mitternacht bis zum ersten Hahenschrei fix und fertig. Sollte es mir aber nicht gelingen, so bist du jeder Verpflichtung ledig und los.“ Da der Bauer sich nicht denken konnte, daß der Teufel in den wenigen Stunden sein Vorhaben auszuführen vermöge, nahm er schließlich nach langer Überlegung das Anerbieten an.

Der Pakt wurde von beiden durch Eid und Handschlag abgeschlossen, und der Leibhaftige fuhr frohlockend von dannen. Der Bauer dagegen legte sich bedrückten Herzens ins Bett, wo sein Weib bereits seit mehreren Stunden friedlich schlief. Er konnte jedoch kein Auge schließen und wälzte sich unruhig auf seinem Lager hin und her. Kurz nach Mitternacht erhob er sich, um nachzusehen, wie weit der Böse mit seiner

Arbeit schon war. Zu seinem Leidwesen wurde er da gewahr, daß er sich wie ein Beseßener an der Scheune plackte und quälte.

Verzweifelt warf sich der Bauer wieder auf seine Bettstatt nieder. Von dem Lärm erwachte seine Frau und fragte ihn ärgerlich: „Na, wagtst du denn eigentlich?“ Der Mann wollte nicht mit der Sprache heraus, doch setzte sie ihm so lange zu, bis er ihr reumütig seine Abmachungen mit dem Verführer beichtete. Aufs höchste bestürzt, sprang die Bäuerin aus dem Bette, eilte ans Kammerfenster und sah, daß der Bau dicht vor seiner Vollendung stand.

Ohne sich zu besinnen, lief sie schnell nach dem Hühnerwiemen und öffnete die Auslaufklappe. Dann scheuchte sie die Hühner auf und jagte sie von den Stangen. Sowie der Hahn draußen auf dem Leiterbrette stand, breitete er die Flügel aus und krächzte aus vollem Halse.

Als der Teufel den Hahenschrei vernahm, stuzte er überrascht und warf in blinder Wut sein Werkzeug an die Seite. Danach stieß er einen gräßlichen Fluch aus und stob in Feuer und Schwefel davon. Die Bauersleute aber waren von Herzen froh, seiner Gewalt entronnen zu sein.

In den nächsten Tagen ließ der Bauer das einzige noch offene Fach in der Giebelspitze der Scheune zumauern. Jedoch hatten er und seine Nachkommen niemals eine reine Freude an dem Bau, weil der Teufel ihn immer wieder aus Rache für die Überlistung durch eine beherzte Bauernfrau beschädigte.

## Die drei Spieler

Drei Esbecker, ein Bauer, ein Krämer und ein Böttcher, waren vor langen Jahren einmal dermaßen von der Spielwut ergriffen, daß sie oft bis zum Morgengrauen im Krüge Karten spielten oder die Würfel rollen ließen. Darüber vergaßen sie Weib, Kind, Hof, Geschäft und Gewerbe. Mit den Jahren steckten sie bis zum Halse in Schulden, und es ging mit ihnen immer mehr den Krebsgang.

In ihrer Not wandten sich die drei Spieler gemeinsam an den Teufel. Sie boten ihm an, einer von ihnen würde ihm seine Seele überlassen, wenn er allen dreien noch dreißig Jahre lang ein sorgenfreies Leben verschaffe. Mit Freuden ging er darauf ein, setzte einen Vertrag darüber auf und ließ ihn von ihnen mit ihrem eigenen Blute unterschreiben.

Seit der Zeit lebten sie herrlich und in Freuden, und über ihr Wohlleben dachten sie bald nicht mehr an ihren leichtfertigen Handel mit dem Bösen. Daher fielen sie aus allen Wolken, als er sie nach Ablauf

der festgesetzten Zeit an die eingegangene Verpflichtung erinnerte und ihre Erfüllung innerhalb von drei Tagen verlangte. In ihrer Bestürzung leugneten die Unglücklichen das gegenseitige Abkommen, doch der Leibhaftige zeigte ihnen lächelnd den Vertrag mit ihren Unterschriften. Notgedrungen mußten sie nun anerkennen, daß es mit der Forderung seine Richtigkeit hatte.

Am Abend des dritten Tages kamen die drei Männer im Hause des Bauern zusammen, um auszumachen, wer dem Teufel verfallen sein sollte. Viele Stunden redeten sie hin und her, ohne daß sie zu einer Einigung kamen. Bei Anbruch der Mitternachtsstunde erschien unverhofft ein schwarzer Hund in der Tür, legte sich unter den Tisch und erhob ein drohendes Knurren. In ihrer Angst beschloßen die Spieler nun, ihr Schicksal dem Würfelbecher anzuvertrauen.

Aufgeregt warf dann einer nach dem andern die Würfel, zählte die Augen und schrieb ihre Anzahl mit Kreide vor sich auf den Tisch. Nachdem jeder die ausgemachten drei Würfe getan hatte, konnte der Bauer die geringste Augenzahl aufweisen. Vor Schreck sank er in sich zusammen, die beiden andern aber verließen zusammen mit dem schwarzen Hunde die Stube und gingen schweigend nach Hause.

Bald danach begab sich der Bauer in seiner Herzensnot in den Stall, sattelte sein bestes Pferd und ritt zum Dorfe hinaus. Auf dem Oldendorfer Stiege lief ihm ein schwarzer Hund über den Weg. Davor scheute sein Tier, bäumte sich ferngerade in die Höhe und raste in wildem Galopp auf das Voigtland. Hier warf es seinen Reiter aus dem Sattel, aber der behielt die Zügel fest in der Hand. Bis der Tod ihn ereilt hatte, lief das Pferd nun noch längere Zeit immer im Kreise um ihn herum. Dann kehrte es in den Stall zurück und stellte sich auf seinen gewohnten Platz.

Als am andern Morgen der Knecht die Pferde füttern wollte, wunderte er sich, daß eins einen Sattel trug. Er begab sich in das Haus und fragte nach dem Bauern. Da er hier nirgends zu finden war, machten die Leute sich auf die Suche. Doch so fleißig sie auch suchten, es war von ihm im ganzen Dorfe nicht die geringste Spur zu entdecken. Wie sie sich keinen Rat mehr wußten, kam der Knecht auf den Gedanken, das Pferd loszubinden und aufs Geratewohl laufen zu lassen. Das treue Tier führte die Männer nun nach dem Voigtlande. Dort fanden sie die Leiche des Bauern, mitten in dem Ringe, den in der Nacht die Hufe des Pferdes getreten hatten.

Beim Aufheben des Toten wurden die Leute gewahr, daß ihm das Gesicht im Nacken stand. Deswegen erzählte man später im Dorfe für feste Wahrheit, der Teufel habe ihm das Gesicht umgedreht.

## Die Michelkule

Im Mühlenfeld zwischen Esbeck und Quanthof war noch vor etwa fünf Jahrzehnten eine große Mergelkule zu finden. Jetzt ist von ihr nicht mehr als eine flache Vertiefung unmittelbar an der Esbecker Flurgrenze geblieben. Im Volksmunde wird sie meistens Michelkule genannt und darüber dieses erzählt:

Vor mehreren Jahrhunderten lebte in Esbeck ein Bauer, dem seine Frau im Laufe der Jahre mehrere Mädchen und fünf Knaben geboren hatte. Um seinen Kindern in ihrem späteren Leben ein gutes Auskommen zu sichern, ging sein ganzes Sinnen und Trachten dahin, jeden Jungen in den Besitz eines eigenen Bauernhofes zu bringen. Für seinen jüngsten Sohn, mit Namen Michel, wählte er daher bereits in dessen frühen Kinderjahren die einzige Tochter eines wohlhabenden Nachbarn zur Frau aus. Da ihre Eltern gleichfalls mit dem Vorschlage einverstanden waren, wurden beide schon als Kinder miteinander versprochen und abgemacht, die Hochzeit solle gleich im Sommer nach der Konfirmation des Mädchens gehalten werden.

Als nun die Zeit gekommen war, wollte der Geistliche das kaum den Kinderschuhen entwachsene Paar nicht trauen. Erst nachdem die Obrigkeit die Erlaubnis dazu erteilt hatte, willigte er ein. Er verlangte aber den blutjungen Verlobten das Versprechen ab, bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre der Braut in strenger Keuschheit und Reinheit zu leben.

Wie verabredet worden war, wurde die Hochzeit vor der Ernte im Hause der Jungfrau mit großem Gepränge gefeiert. Während die Gäste schmausend an der Hochzeitstafel saßen, war die Braut plötzlich von der Seite des Bräutigams verschwunden, und kein Mensch wußte, wo sie geblieben war. Nach langem Suchen fand man sie endlich im Garten, fröhlich mit ihren Schulfreundinnen im Kreise singend, spielend und tanzend.

Da die Eltern der jungen Frau kurz nach der Hochzeit starben, zog Michels Vater zu den unerfahrenen Eheleuten und stand ihnen bei der Bewirtschaftung ihres Hofes hilfreich mit Rat und Tat zur Seite. Anfänglich lebten die beiden, wie sie es vor dem Altare gelobt hatten, doch eines Tages schlug Michel sein feierlichst gegebenes Wort leichtfertig in den Wind. Von der Stunde an verfiel seine Frau in ein schweres Siedtum und starb bald danach eines frühen Todes.

Von schrecklichen Gewissensbissen gepeinigt, begann nun auch Michel zu kränkeln und wurde nach langer Krankheit ebenfalls begraben. Aber die Erde hielt ihn nicht im Grabe, sondern sein Geist trieb sich Nacht

für Nacht in Haus und Hof seines einstigen Besitztums umher. Am liebsten verkroch er sich dort auf der Diele unter der Treppe und belästigte Frauen und Mädchen, wenn sie zur Nachtzeit an seinem Bersteck vorbeigingen.

Als das schändliche Verhalten Michels kein Ende nahm, bestellten die Leute einen Kapuzinermönch, der sollte den ruhelosen Geist an einen andern Ort verbannen. Der Pater kam und begab sich zu Beginn der Geisterstunde unter die Treppe, wo Michel wie gewöhnlich saß. Lange verweilte er bei ihm, suchte ihn durch fromme Sprüche zu beschwören und in seine Gewalt zu bekommen. Der übermütige Geist aber rief dem Mönche lachend zu: „Du kannst mich nichts anheben, denn du hebst es all Roggenahre anwestreppelt!“ In der Tat konnte ihm der Kapuziner nicht beikommen und mußte unverrichteter Dinge die Beschwörung abbrechen.

In der folgenden Zeit trieb der Bösewicht sein Unwesen schlimmer als je zuvor. Um endlich einmal Ruhe im Hause zu bekommen, beauftragten die Leute ein paar Wochen später zwei andere Kapuziner mit der Vertreibung Michels. Die beiden gingen umsichtiger als ihr Vorgänger zu Werke: In Begleitung von zwei handfesten Helfern suchten sie den Geist unter der Treppe auf, hielten ihm ihre geweihten Kreuze vor und beteten unaufhörlich erprobte Bannsprüche.

Auf ein Zeichen der Mönche ergriffen dann die beiden Männer den Unhold und schleppten ihn zur Haustür hinaus. Unter Ausbietung aller Kräfte hoben sie ihn auf einen vor dem Hause bereitstehenden Wagen. Damit der sich heftig sträubende Geist ihnen nicht entweichen konnte, fesselten sie ihn an Händen und Füßen und nahmen ihn vorsorglich zwischen sich. Sobald auch die Pater auf dem Wagen Platz genommen hatten, hieb der Fuhrmann auf die vier schwarzen Pferde ein und jagte in schneller Fahrt nach der Mergelkule im Mühlenfelde.

Als hier die von Schaum und Schweiß weiß wie Schimmel gewordenen Gänse zum Stehen gebracht worden waren, trugen die Männer den Michel unter vielen Mühen in die tiefe Kule. Und ehe er zur Besinnung kam, hatten ihn die Mönche auf ewige Zeiten an den einsamen Ort gebannt.

Weil aber der Missetäter herzzerbrechend um Vergebung und Gnade flehte, ließen die Kapuziner sich erweichen und milderten den Bann, indem sie sprachen: „Da du deine Schandtaten bereuist, sei dir erlaubt, dich in jeder Michaelisnacht einen Hahnenschritt der Stätte deiner Bosheit zu nähern. Wenn du sie dann nach vielen Jahren erreichst, soll der Bann gebrochen und deine Sünde dir vergeben sein!“ Nach diesen Worten überließen sie den jammervoll klagenden Geist sich selber und schritten, ohne daß sie sich noch nach ihm umfahen, eilends mit ihren Helfern davon.

Seit dieser Nacht ließ sich Michel nicht mehr im Dorfe blicken; von seinen unheilvollen Taten wissen noch ganz wenige Menschen etwas, und nur die Michelkule hält die Erinnerung daran wach.

## Der Schatz in der Bullerwiese

Im Dreißigjährigen Kriege hausten die Kaiserlichen eine Zeitlang gar schlimm in unserer Heimat. Nicht nur Häuser und Kirchen wurden von ihnen geplündert, sie holten auch den Bauern das letzte Stück Vieh aus dem Stalle. Endlich vermochten die Leute ihre Äcker nicht mehr zu bestellen und lebten in der bittersten Not. Die herzlosen Soldaten ließen ihnen trotzdem keine Ruhe: sie quälten die Männer, schändeten die Frauen und trieben selbst mit den unmündigen Kindern ihren Mutwillen.

Am ärgsten wurden die armen Menschen von einem habgierigen General geplagt und drangsalirt. In seiner uferlosen Beutegier ersann er immer neue Grausamkeiten, mit deren Hilfe er ihnen die letzte versteckte Habe ablockte. Die mit List und Gewalt erpreßte Beute verahrte er in eisenbeschlagenen Kisten. Der Unmensch hoffte nämlich, seinen Raub am Schlusse des Krieges glücklich nach Hause zu bringen, damit er im Alter ein sorgenfreies Leben führen könne.

Zum Glück rückten eines Tages Truppen der Evangelischen in Eilmärschen in unsere Gegend ein. Die Kaiserlichen fühlten sich ihnen nicht gewachsen und rafften Hals über Kopf ihr Raubgut zusammen. Der General befahl seinen Spießgesellen, seine erbeuteten Sachen auf einen Wagen zu laden und ohne Verzug wegzufahren.

Bevor sie aber abzogen, warfen sie erst noch Feuerbrände in die Hütten und Häuser Esbeck's. Im Nu stand das ganze Dorf an allen Ecken und Enden in hellen Flammen. In wenigen Stunden brannten alle Gebäude bis auf den Grund nieder; nur ein einziges kleines Backhaus blieb wie durch ein Wunder von dem Feuer verschont.

Als der fliehende Troß unterhalb des Sehlde Brinkes eine sumpfige Stelle der Bullerwiese durchqueren wollte, blieb der Wagen des Generals darin stecken und war trotz eifriger Bemühungen seiner Begleiter nicht mehr vorwärts zu bringen. Kurzerhand ließen ihn da die Wagenknechte im Stich und ritten mit ihren Pferden davon.

Darüber geriet der General, der das bald gewahr wurde, in eine heillose Wut. Unter gottserbärmlichen Flüchen wandte er seinen Gaul und sprengte nach dem verlassenen Wagen zurück. Als er bei ihm angelangt war, riß er die schwerste Kiste herunter und stürzte sie in ein unergründliches Wasserloch der Bullerwiese. Hierauf beschwor er den

mit ihm im Bunde stehenden Bösen, sie bis zum Ende des Krieges zu hüten. Nachdem er die Zusage erhalten hatte, ritt er wutschnaubend seinen flüchtenden Soldaten nach.

Getreu seinem Versprechen, betraute der Teufel einen schwarzen Hund mit der Bewachung des kostbaren Schatzes. Der General aber fand einige Jahre nachher in dem schrecklichen Kriege den Tod auf dem Schlachtfelde.

Weil außer ihm kein sterblicher Mensch den genauen Ort wußte, wo der Schatz versenkt worden war, soll er noch heute im dunklen Schoße der Bullerwiese ruhen. Wer ihn heben will, muß ein Sonntagskind sein, Schweigen können und etwas vom Schatzgraben verstehen.

## Der Weltenhund

In der Bullerwiese zwischen Esbed und Sehlde soll sich bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuzeiten der Weltenhund aufgehalten haben. Nach Erzählungen von Leuten, die ihn angetroffen haben wollen, war er so groß wie ein ausgewachsenes Kalb, hatte ein rabenschwarzes Fell und glühende Augen.

In einer stockdunklen Winternacht traf das mächtige Tier einst mit einem Schlachter zusammen, der sich auf dem Heimwege von Sehlde nach Esbed befand. Auf dem Sehlde Brinke versperrte es ihm unvermutet den Weg, gloschte ihn mit seinen feurigen Augen an und zeigte ihm knurrend die scharfen Zähne. Der Schlachter ließ sich nicht bange machen; er nahm nur sein Schlachterbeil fester in die Hand und setzte seinen Weg ohne Aufenthalt fort.

Zögernd wich ihm der Hund aus und lief winselnd an der linken Straßenseite neben ihm her. Von Zeit zu Zeit bog er in die Bullerwiese hinein und versuchte, den Schlachter in den Sumpf zu locken. Der war jedoch auf der Hut und wich keine Handbreit von seinem Wege ab. Wenn der Hund merkte, daß er ihm nicht folgte, kehrte er bald wieder an seine Seite zurück, begann aber nach kurzer Zeit sein listiges Spiel von neuem.

Allmählich wurde dem Schlachter das wunderliche Betragen des Hundes immer unheimlicher. Wenn er auch kein Hasenfuß war, so lief es ihm dennoch heiß und kalt über den Rücken, und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Gar zu gern hätte er sich des lästigen Weggenossen mit Gewalt entledigt. Er wußte aber, daß seine letzte Stunde kommen würde, wenn er den Hund reizte oder gar schlug. Daher behielt der Schlachter die Überlegung, bewahrt die Ruhe und bezwang seinen Grimm. Doch war er heilstroh, als das Tier am Ein-

gange zum Dorfe von selbst umkehrte und wieder in die Bullerwiese zurücktrabte.

Wie man noch heute manchmal erzählen hört, haben damals viele Menschen dort ebenfalls die Bekanntschaft mit dem Weltenhunde gemacht. Nach der Jahrhundertwende ist er allerdings nicht mehr bemerkt worden, und es weiß niemand, wo er geblieben ist.

## Don Stöltenlichtern

In ner Esbedschen Feldmark heilen sed in eolen Töien in ner Bullerwische, upp'n Gelfelle un in'n Twiersjöike mitunder Stöltenlichter upp. De Minschen glosten, ett würen de Seelen von Verstorbenen, de grotten von Mannsluien un Friuen, de lüttjen von Kindern.

Wenn deomals eole Luie in ner Munkelöi noch Kinder upp er Strate andrüpen, mafen sei se mit den Wuren bange: „Kinder, leopet, datt jöi na Hius kumet, süs hudet jöä dei Stöltenlichter upp!“ Denn leipen dei Panzen, watt se leopen konnen, na Hius un leiten sed sea lichte nich wier böi Duistern butten seihn, iut Angest, ett könne ühnen von den Stöltenlichtern watt annedan wieren.

Eof de Beoenfriuen, dei iiede Beden en paarmal mit Bottern un Aren nar Stadt gūnaen, würen höllisch bango vorr den Stöltenlichtern. Keimen se an den Marktedaagen von ühren süren Beagen terügae. sea würen sei ierst tea later Teöit upp'n Sehler Brinke, mu sei gewöhnlich tean lesten Male sed räkten. Wenn sei denn wier uppbrüken, neihmen dei Friusluie ühre Köipen int Anoeft vorr den Stöltenlichtern vorr'n Biuf un drügen sei upp düsse Wöise an ner Bullerwische verbedi.

As niu emal en junget Beoenwöif tean iersten Male midde na'n Marke west was, mafte ett de eolen Marktedfriuen spöttlich un säe: „Wenn med bleoß emal sean eolet Speukeding in'n Weg keime, denn woll ed er woll mie fertig wieren!“

Ett diure eof nich lange, da moßte dei Prahlersche an einen Sönnabente ühren Weg ganz alläine gahn, weil dei andern Friuen all lange wege würen. As sei böi er Bullerwische ankamm, danzen, sprungen un hucken da ne Masse Stöltenlichter in bunten Dörnanner. Niu freig dei Friu denn doch datt Griuen un song an tea leopen. Daböi wurd ühr dei Köipe upp'n Rüaagen immer swörer un swörer, sea datt sei balle nich mäier von ner Stie kam. Med is an'n Enne doch en Stöltenlicht in ne Köipe hudet, dachte sei in ührer Angest. Ahne sed noch lange tea besinnen, smatt sei ühre sware Dracht einfach an den Weg un leip sea grade, as sei konne, int Dörrp.

Datt Friuenminsche swätte as en Türke, as ett na Hius kamm. Söin Rierl wundere sed dareower un freag: „Na, watt is deß denn pef-  
söiert?“ Ganz iut'r Piuße antwure dei Friu: „Oß, med is en Stölten-  
licht in ne Köipe hudek, da hewwe ed se in Stiche laten.“ Da lache hei  
iut vullen Halse, wureower dei Friu in Rasche kamm. Sei sä ärgerlich,  
sei glöste, datt hei uwerheapt nich de Karasche härre, hdi Nacht noch  
alläine an ner Bullerwische verböitegahn. Datt leit sed dei Rierl  
awer nich twäimal seggen, hei gung upp er Stie hen, hale dei Köipe  
un sette se stillswögens in de Stiuben.

Von den Dage an richte sed dei Friu na den andern Boenwöiwern.  
Sei namm ühre Köipe grade sea as jönne eot sea lange vor ett Löß,  
bett se an ner Bullerwische verböi was. Un eower dei Stöltenlichter  
hett se iühr Lieme nicht mäier espoddet.

Datt Skimmeste awer vertellen freuher de eolen Luie von den Stöl-  
tenlichtern upp'n Golselle; denn dei söllt einen Kanter iut Esbed  
upp'n Gewissen hebben. Dei Kanter was all en eolt Minsche, as hei  
an einen Namiddage na Deilmissen gung. Grade as hei in'n Dörpe  
was, teog en gruiliget Unwäer herup un heist stunnenling vor'n  
Thuister Barge. Ett bliße un döndere ganz unkleak, de Sturm sege  
ümme dei Hiusecken un ett rege, as würe datt Water mit Mollen von'n  
Himmel egeoten. Datt Unwäer leggte sed ierst, as ett butten all  
duister was.

De Luie neudigen den Kanter, de Nacht eower in Deilmissen tea  
blöiben. Sei woll sed awer nich heolen laten un begaff sed upp'n  
Wege na Hius. As hei hdi'n Golselle ankamm, was ett sea stiefen-  
duister, datt hei söine eigene Hand nich mäier vor Eogen seihn konne.  
Balle was de Kanter von'n Wege awewekumen un örre in'n Kelle  
herümme. Upp eimal sach hei von wöihen Lucht un dachte, datt würen  
Lichter von Esbed. Mit lichteren Harten gung hei darupp tea. Awer  
na ner Wöile hüppen sei von einer Stie na'r andern, mal höier hen,  
mal da hen. Dei Kanter aung den Lichtern nah, un sea kamm ett, datt  
hei sed lange ümmer twischen Golselle un Wittmer in'n Kreise dreihe.

Mit der Löt merke dei Kanter awer, datt Stöltenlichter ühne bruien.  
Da sette hei sed matt un mereode under einen Busch. Un as ühne de  
Slap eowermannen wolle, gaff hei söinen Löß un söine Seele in  
Gottes Hanne.

Iut düßen Slape is de Kanter nich wier uppewaket; denn as an  
andern Morgen de Esbedschen ühne sochten, wurd söine Löße under  
einen Dürnbusche an'n Dunser Wege esunnen.

Na söiner Gräfnisse awer vertellen de Luie, de Stöltenlichter härren  
den Kanter ümme söin Liemen ebrecht. An der Stie awer, wu hei  
estormen is, söllt de Päre noch huitigendages mannichmal stahn blöiben

un bleoß mit den Wuren: „Na, watt hett denn de eole Duimel all  
wier!“ vorwärts te bringen söin.

## Der feurige Pflugmann

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Esbed ein unredlicher Aäers-  
mann. Um seinen Besitz zu mehren, nahm er es selbst mit dem Mein  
und Dein nicht genau. In einer dunklen Herbstnacht begab er sich  
einst mit zwei Pferden und einem Pfluge ins Steinlaher Feld. Dort  
hob er in aller Eile an einer Seite seines Aäers die Grenzsteine aus  
und rüdte sie seinem Nachbarn ein beträchtliches Stück ins Land hinein,  
nachdem er zuvor Erde von seinem Felde in die neuen Löcher getan  
hatte. Hiernach pflügte er den Streifen bis an die versehten Steine  
um und zog dann seelenruhig wieder nach Hause.

Als sein Feldnachbar den Betrug entdeckte, verlangte er die sofortige  
Wiederherstellung der alten Grenze. Weil der Frevler sich des wei-  
gerte, kam die Sache an das Gericht. Vor dem Richter beschwor er  
nun hoch und heilig, daß die Grenzsteine auf seinem eigenen Grund  
und Boden ständen.

Von dem Tage an hatte der niederträchtige Mensch keine ruhige  
Stunde mehr. Wo er ging und stand, quälte ihn sein schlechtes Ge-  
wissen, und er vermied bald jeden Umgang mit seinen Mitmenschen.  
Nach seinem Tode aber irrte sein Geist des Nachts ruhelos auf dem  
Felde unter der Steinlaha umher. Da pflügte er mit zwei feurigen  
Pferden das Stück Land, das er sich zu seinen Lebzeiten durch List und  
Tücke angeeignet hatte.

Zuweilen ließ der schamlose Betrüger Pflug und Pferde stehen und  
schritt kreuz und quer über den Aäer, die Stellen suchend, wo die  
Grenzsteine rechtmäßig hingehörten. Wenn er glaubte, sie gefunden  
zu haben, holte er unter Ächzen und Stöhnen die schweren Steine und  
wollte sie dorthin zurücksetzen. Bei seiner Rückkehr hatte er aber stets die  
Plätze wieder vergessen. Der Beklagenswerte rief nun immerzu in die  
Nacht hinein: „Wu sall ed dei Steine bleoß hensetzen?“ Dabei hastete  
er ratlos an der Grenze seines Landes auf und ab, um am Ende die  
Steine doch wieder in die Löcher zu setzen, aus denen er sie genommen  
hatte.

Darauf ging der arge Sünder an seinen Pflug zurück und setzte mit  
lautem Hü und Hott seine mühselige Arbeit fort. So sehr er sich aber  
auch plagte, er konnte seinem Nachbarn in einer Nacht nur ein win-  
ziges Stückchen Erde, nicht größer als eine Erbse, wieder zupflügen.



Wenn die Geisterstunde vorüber war, verschwand er vom Felde, verriethete indessen in der nächsten Nacht sein qualvolles Werk von neuem.

Mehrere hundert Jahre mochte der Unglückliche mit seinem Gespanne bereits unter der Steinlahse umgegangen sein. Da kamen eines Nachts, als er wieder am Werke war, dort zufällig zwei Männer vorüber. Wie sie die flehende Frage: „Wu soll es bei Steine bleoß hensetzen?“ vernahmen, riefen sie schlagfertig zurück: „Wu diu se herhalt heßt!“ In demselben Augenblicke erdröhnte die Erde von dem Fall schwerer Steine, und von dem Pflugmann und seinen Pferden war mit einem Schlage nichts mehr zu erblicken.

Hinsfort ist er auch nie wieder im Steinlaher Felde gesehen worden. Gewiß war seine Schuld gesühnt, und er wird für immer Ruhe unter seinem Grabhügel gefunden haben.

## Das Roggenweib

Jedes Jahr, wenn das Korn in die Ähren schießt, sagen die Leute gewöhnlich zu ihren Kindern: „Gahst nich int Kurn, da sitt datt Roggenwöif inne; wenn datt jök packet, nimmst ett jök mie.“ Die meisten Kinder nehmen sich die Ermahnungen auch zu Herzen.

Doch einstmals spottete ein naseweiser Knabe über das Roggenweib und rühmte sich sogar, er habe keine Angst vor ihm. An einem schönen Sommertage ging er mit seinen Spielgenossen in das Feld, um einen Blumenstrauß zu pflücken. Bald fanden sie einen Roggenschlag, in dem Kornblume und Rade, Feuerblume und Rittersporn in großen Mengen blühten. Beim Pflücken der Blumen nahmen sich die Jungen behutsam in acht, daß sie keinen Roggenhalm knickten oder zertraten. Der vorwichtige Bube hingegen achtete der Ähren nicht, sondern drang in den Roggen ein und brach wahllos eine Blume nach der anderen. Als seine Gefährten ihn vor dem Roggenweibe warnten, schalt er sie Angsthasen und schritt mit Absicht immer tiefer in das Korn hinein.

Aber, o Schreck, plötzlich stand der Knabe einem kleinen häßlichen Weibe in zerschlissem braunem Kleide gegenüber. Die strohgelben Haarsträhnen hingen ihm wirr um den Kopf. Aus seinem sonnverbrannten Gesichte mit schwarzer Nase und breitem Munde funkelten ihm wütend zwei rote Augen entgegen. An den knöchigen Fingern hatte es lange Nägel, und in der Hand trug es einen derben Dornenstoß.

Und ehe der entsetzte Knabe sich versah, war ihm im Handumdrehen das ganze Gesicht zertrakt. Schreiend lief er davon, aber das Weib folgte ihm und schlug immerfort mit dem Knüppel auf ihn ein. Erst

als er aus dem Korne heraus war, ließ es von ihm ab und kehrte hohnlachend in das Ährenfeld zurück.

Der Junge rannte nun mit seinen Freunden in atemloser Hast dem Dorfe zu. Dort erzählte er ihnen kleinlaut, wie es ihm bei seiner Begegnung mit dem Roggenweibe ergangen war. In ein Kornfeld aber ist er von da an nie mehr hineingegangen, und über das Roggenweib hat er auch nicht wieder gespottet.

## Der Schäfer mit der Herde

Wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges mit Frankreich machte sich eines Mittags ein Mädchen aus Esbed auf den Weg nach dem Sonnenberge, wo es auf dem Felde seines Vaters bei der Arbeit helfen wollte. Mit einem Besperkorb im Arme ging es munteren Schrittes den Bastweg hinauf.

Plötzlich sah es, wie im hellen Sonnenscheine eine Schafherde auf der Höhe des Sonnenberges erschien und den Abhang herunterkam. Zu seiner Überraschung zog sie jedoch nicht den Weg, sondern über die reizenden Ährenfelder daher.

Neugierig blieb das Mädchen stehen und schaute gespannt der Herde entgegen. Seinen Schafen voran schritt ein baumlanges Schäfer, der einen schwarzen Dreispiz auf dem Kopfe trug und mit einem weißen Schoßtock, roter Weste, Kniehose und Schnallenschuhen bekleidet war. In der Hand hielt er einen langen Schäferhaken, und an seiner Seite hingen eine Hundefette und eine Ledertasche.

Bald trieb die Herde geräuschlos an dem Mädchen vorüber, selbst die beiden Schäferhunde ließen nicht den geringsten Laut hören. Nur wenn die Schafe auf die Ähren traten, war ein leises Rauschen zu vernehmen. Langsam bewegten sie sich auf das Dorf zu, aber kurz davor bogen sie ins Lehmfeld hinein und kamen dem Mädchen allmählich aus den Augen.

Wie in einen tiefen Traum versunken, hatte es bis dahin regungslos dagestanden. Jetzt aber eilte es auf das nahe Feld und sank erschöpft am Grabenrande nieder. Als die Leute das bemerkten, kamen sie herbei und fragten, was ihm denn fehle.

Das Mädchen erzählte ihnen nun von seiner Begegnung mit dem Schäfer und seiner Herde. Nachdem es ausgeredet hatte, gab ein alter Mann den Leuten mit ernsten Worten zu verstehen, das Erscheinen des Schäfers deute auf einen bevorstehenden Krieg hin. Sie wollten ihm das nicht glauben; doch er behielt recht, denn bald darauf wurden

viele Männer zu den Waffen gerufen und mußten in den Krieg gegen die Franzosen ziehen.

## Wer Erbe von Heinsen wurde

Bis zum Anfang des Dreißigjährigen Krieges war das am Nordabhange des Thüster Berges liegende Heinsen ein Dörflein, das aus vier Bauernhöfen bestand. Jakob Lampadius, ein gebürtiger Heinsler und berühmter Kanzler der Herzöge von Calenberg, kaufte damals den Bauern ihre Höfe ab und legte sie mit seiner vom Vater ererbten Stelle zu einem Gute zusammen.

In späteren Zeiten wechselte das Gut des öfteren den Besitzer, bis es wenige Jahre vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in das Eigentum des weitverzweigten Adelsgeschlechtes von Hammerstein überging. In der Heinsler Linie dieser Familie bestand seitdem eine Erbordnung, nach der verfahren wurde, wenn der jeweilige Besitzer des Gutes keine Nachkommen hinterließ. Noch im letzten Jahrhundert handelte man danach, als ein Hammerstein auf Heinsen ohne leibliche Erben starb. Er hatte schon vor seinem Tode seinem Verwalter aufgegeben, sein Ableben sofort sämtlichen Verwandten anzuzeigen. Sobald er gestorben war, wurden daher Boten an die bezeichneten Familien gesandt. Als diese die Trauerbotschaft erhielten, machten sich ihre Oberhäupter schnellstens auf den Weg nach Heinsen, dort ihre Rechte geltend zu machen.

Als erster ritt ein Hammerstein aus dem Hause Gesmold auf den Herrenhof ein. Vor dem Schlosse stieg er vom Pferde, ließ sich einen Spaten reichen und begab sich in Begleitung von drei unbescholtenen Zeugen erst in den Garten und dann in das Feld. Im Schweiße seines Angesichts warf er hier an drei verschiedenen Stellen je drei Ruten lange Grabfurchen aus. Alsdann eilte er nach dem Herrenhause, wo er mit einem Beile drei fingerlange Späne aus dem Türbalken des Hauseinganges hieb. Danach betrat er die Halle des Hauses und zündete in dem Kamine Feuer an. Sowie der Rauch aus dem Schornsteine stieg, schritt er nach dem Heinsler Holze hinauf und brach von einer Buche einen Zweig ab. Damit hatte er alle erforderlichen Gebräuche aufs gewissenhafteste beachtet, wodurch ihm das erste Anrecht auf die Erbfolge gesichert war.

Nach und nach fanden sich auch die übrigen Erbberechtigten in Heinsen ein. Als sie von den Zeugen vernahmen, daß die Besitzergreifung in der überlieferten Form vor sich gegangen war, erkannten sie ihren Vetter neidlos als den rechtmäßigen Erben des Gutes an.

Mehrere Tage darauf wurde der bisherige Herr auf Heinsen mit allen Ehren beigelegt. Bald danach fand die Auseinandersetzung über seine Hinterlassenschaft statt; denn der Erbe hatte die Verpflichtung, seine Vetter von dem gesamten Vermögen mit Geld abzufinden. Nachdem das zu aller Zufriedenheit geregelt war, wurde der Gesmolder endgültig alleiniger Herr auf Heinsen.

Das Gut blieb bis vor einigen Jahrzehnten im Besitze der Familie von Hammerstein; so lange behielt auch das Heinsler Erbrecht seine Gültigkeit.

## Der Heilbrink

In den Zeiten, als die Leute noch einen Glauben hatten, hieß das Dorf im Walde zwischen Tegge und Duinger Berg Dorhagen. Als aber eines Tages in der dortigen Kirche ein Marienbild, für das nach einigen Jahren die Bezeichnung „Maria im Hag“ aufkam, aufgestellt worden war, wurde der Name des Ortes in Marienhagen umgeändert.

Wegen seiner angeblichen Wunderkraft war das Bild bald in der ganzen Gegend bekannt und berühmt. So kam es, daß jahrein und jahraus an einem bestimmten Tage im Herbst Kranke und Gebrechliche nach Marienhagen pilgerten, um vor dem Marienbilde Heilung von ihren Leiden zu erbitten. Die Leute kamen nicht nur aus der näheren Umgebung, sondern sogar von weither aus dem Hildesheimischen. Weil viele von ihnen die weiten Wege an einem Tage nicht zurücklegen konnten, suchten sie sich in den benachbarten Ortschaften für die Nacht eine Unterkunft.

Damals befand sich bei Dunsen eine Klausel, mit der eine große Herberge verbunden war. Hier hauste ein frommer Einsiedler, dessen vornehmste Pflicht es war, an den nach Baderborn und Hildesheim wandernden Pilgern Werke der Barmherzigkeit zu üben. Wenn aber der Wallfahrtstag der Maria im Hag nahte, war die Herberge bereits tags zuvor von unzähligen Pilgern bis auf den letzten Platz angefüllt.

Dann speiste sie der Klausner mit einem Stückchen Brot und einem Brei aus Mehl und Milch, betete mit ihnen, sang mit ihnen und las ihnen aus der Schrift vor. War aber die Schlafenszeit gekommen, läutete er die kleine Glocke, die auf dem Dache der Herberge hing, und bald lagen die Pilger auf ihrem bescheidenen Lager in tiefer Ruhe. Doch schon vor Sonnenaufgang wurden sie wieder durch das Geläut des Glöckchens aus dem Schlafe geweckt. Nachdem der Einsiedler mit

den Pilgern das Morgengebet gesprochen hatte, wuschen sie sich in dem klaren Wasser der Gosebefe, aßen gemeinsam die Morgensuppe und legten danach ihre weißen Pilgergewänder an.

Hierauf ordneten sich die Wallfahrer vor der Herberge zu einem langen Zuge und stiegen den steilen Brink hinan, der sich unmittelbar hinter Dunsen erhebt. Sobald sie die Anhöhe erreicht hatten, kam ihnen zum ersten Male das Kirchlein der Maria zu Gesicht. Bei ihrem Anblick brachen sie in jubelnde Heilrufe aus, wonach der Hügel noch heute Heilbrink genannt wird.

Von nun an schritten die Pilger in froher Erwartung singend die Straße nach Marienhagen hinauf. Je mehr sie sich dem Dorfe näherten, desto größer wurde die Zahl der Menschen, denn von allen Seiten strömten immer neue Scharen heran. Trafen sie dann dort ein, so stand die herrlich geschmückte Maria auf einem kleinen Altare auf dem Plage vor der Kirche. Ehrfürchtig sank jetzt die Menge auf die Knie nieder, betete und hörte andächtig den Predigten der Priester zu. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes traten die Kranken vor das Marienbild, berührten es inbrünstig und legten ihre Opfergaben auf den Altar.

Die meisten Pilger verweilten während des ganzen Tages in der Nähe des Bildes; andere dagegen suchten noch die „Kapelle im Hag“ auf, die jenseits des Berges am Fuße des Ithes lag. Wenn dann der Tag zur Neige ging, begaben sich die Leute müde in die umliegenden Dörfer zurück. Viele von ihnen aber kehrten wieder bei dem Einsiedler in Dunsen ein, um am andern Morgen mit neuer Lebenshoffnung in ihre Heimat zurückzuwandern.

Längst sind die Wallfahrten auf der Baderborner Straße abgekommen, allein die Namen des Dorfes Marienhagen und des Heilbrinkes bei Dunsen liegen sie nicht ganz in Vergessenheit geraten.

## Woher Heinsen, Dunsen, Deinsen und Deilmissen ihre Namen haben

In altersgrauer Zeit stand oberhalb des Dorfes Ahrenfeld auf dem Hügel, wo jetzt der Kirchhof gelegen ist, die Bullerburg. Ihre Mauern, Türme und Gebäude sind längst verfallen und die Steine zum Bau der großen Gartenmauer des Gutes Heinsen verwandt worden, aber noch heute lebt manche Geschichte über die Burg im Gedächtnis des Volkes.

Lange vor ihrer Zerstörung hauste auf der Burg das Rittergeschlecht derer von Arnefeld. Es war in der gesegneten Börde zwischen Thüster

Berg, Osterwald und Leine reich begütert. Hier gab es fast in jedem Dorfe Bauernhöfe, von denen den Rittersn Zins und Dienste zu leisten waren.

In jener Zeit trug es sich zu, daß ein Burgherr zu Ahrenfeld drei Söhne sein eigen nannte. Sie wuchsen unter seinen Augen in strenger ritterlicher Zucht allmählich zu stattlichen Jünglingen heran. Nach seinem Willen zogen sie eines Tages gemeinsam in die Welt hinaus, um in Kampf und Streit ihren Mut zu beweisen. Ohne Furcht und Tadel fochten sie in mancher heißen Fehde und kehrten erst nach vielen Jahren wieder glücklich auf die väterliche Burg zurück, reich an Ruhm und Ehren.

Nach ihrer Heimkehr lebten die drei Brüder mit ihrem Vater in einträchtiger Gemeinschaft zusammen, und nie mehr trennten sich ihre Wege. Doch obwohl aus den Jünglingen seit langem Männer mit Weib und Kindern geworden waren, konnte der Ritter sich nicht entschließen, ihnen ihr zugedachtes Erbe zu alleinigem Eigentum zuzuwenden.

Erst als er in hohem Alter sein Ende nahen fühlte, ließ er sich von seinen Knappen vor ein Fenster des Burgsaales tragen und seine Söhne zu sich an sein Sterbebett rufen. Während sie traurig um das Lager des Greises standen, richtete er sich mühsam auf und schaute mit verklärtem Blick auf die reichen Dörfer und wogenden Felder zu Füßen der Burg hinunter.

Der Ritter zeigte dann auf seinen ältesten Sohn und auf das Dorflein unter dem Asmund und sprach: „Höier sall he i h i u s e n.“ Darauf wandte er sich an seinen zweiten, auf den kleinen Ort zwischen Sonnenberg und Knick deutend, mit den Worten: „Da fast du h i u s e n.“ Zu seinem jüngsten Sohne saate er Iodann: „Dahinnen sall de i h i u s e n“ und vermachte ihm das Dorf vor dem Külle. „An datt weret iöi jöd de i l e n m ö t t e n.“ flüsterte er zuletzt nach kurzem Besinnen, indem er auf die Dorfschaft wies, die in der Mitte zwischen den drei anderen lag.

Mit brechender Stimme hatte der Sterbende zu Ende gesprochen, dann sank er kraftlos auf sein Bett zurück und schlummerte sanft in die Ewigkeit hinüber. Als die Brüder ihren geliebten Vater zu Grabe geleitet hatten, vollführten sie seinen Willen in unverbrüchlicher Liebe und Eintracht. Ein jeder erhielt das ihm zugesprochene Dorf zu eigenem Besiz, die Höfe des vierten aber teilten sie sich scheidlich und friedlich, wie es ihr Vater bestimmt hatte. Und zum Andenken an seine letzten Worte nannten sie die ererbten Dörfer Heinsen, Dunsen, Deinsen und Deilmissen, wie sie auch heutzutage noch heißen.

## Don Werwölfen

Eine kleine Senke im Felde zwischen Sehlde und der Steinlahe bei Esbed wird noch heute von den Sehlde Bauern Wolfskule oder Wolfsader genannt. Der Name rührt angeblich von Werwölfen her, die sich in längst vergangenen Zeiten häufig in ihrer Umgebung herumgetrieben haben sollen. Von diesen gefürchteten Untieren weiß man nachstehende Geschichten zu erzählen:

Eines Morgens aderten ein Bauer und ein Knecht aus Sehlde auf dem Felde bei der Wolfskule. Der Knecht war ein Werwolf, der konnte sich mit Hilfe eines Riemens mit sieben Schnallen in einen leibhaftigen Wolf verwandeln. Zur Frühstückszeit setzten sich die beiden Männer an den Rand des von Sehlde nach der Steinlahe führenden Weges zum Essen nieder. Trohdem ihnen die Bäuerin reichlich Brot und Würst mitgegeben hatte, verspürte der Knecht noch einen unbändigen Hunger. Der Bauer, der dessen unmenschlichen Gelüste kannte und ihm nicht im Wege sein wollte, legte sich unter einen Busch und tat, als ob er schlief. Als der Knecht glaubte, er sei eingeschlafen, schnallte er sich schnell seinen Wolfsgürtel um. Bald sah nun der Bauer einen mächtigen Wolf zwei junge Fohlen jagen, die bis dahin friedlich auf einer Weide gegrast hatten. Wenige Augenblicke später sprang er eines der Tiere an, riß es zu Boden und verschlang es mit Haut und Haaren.

Nach einer guten Viertelstunde kehrte der Werwolf in menschlicher Gestalt zu seinem Brotherrn zurück und gab sich, als sei nichts geschehen. Der Bauer ließ sich auch nichts anmerken, und beide nahmen gemeinsam ihre Arbeit wieder auf.

Dem Knecht wollte sie jedoch nicht mehr recht von der Hand gehen; er klagte über erbärmliches Leibweh und krümmte sich vor Schmerzen wie ein Wurm. Da sprach der Bauer höhnisch: „Diu härrest sollen datt Verd iut'n Baste laten!“ Als der Werwolf diese Worte vernahm, wurde er vor Wut leichenblau und fuhr den Bauern mit rauher Stimme an: „Ett is döin Glücke, datt diu dütt nich ne halwe Stunne freuher seggt heßt, denn härre ed deß uppefräten!“ Sprachs, verwandelte sich in einen Wolf und setzte in langen Sprüngen davon. Seitdem wurde der Knecht nicht mehr in Sehlde gesehen und blieb für lange Zeit verschollen.

Einige Jahre danach schritt der Bauer eines Tages den Hohlweg nach der Steinlahe hinauf. Plötzlich bemerkte er, daß ihm ein Werwolf entgegenkam. Gern wäre er ihm aus dem Wege gegangen, aber die steilen Böschungen des tiefen Weges hinderten ihn daran. Zu seinem Glück trug er ein geweihtes Messer bei sich, auf dessen Schalen

drei Kreuze eingekerbt waren. Mit schnellem Griffe holte der Bauer es aus der Tasche hervor und nahm es abwartend in die rechte Hand. Als der Wolf sich ihm bis auf ungefähr sieben Schritte genähert hatte, warf er ihm das Messer unter Hersagen eines alten Bannverses in flachem Bogen über den Kopf. Wie von unsichtbaren Händen festgehalten, blieb nun das gefährliche Tier hilflos stehen und rührte sich keinen Schritt mehr von der Stelle. Jetzt schlug der Mann den Werwolf mit seinem Stocke tot und schleppte ihn in die nahe Wolfskule. Damit er unter den Menschen kein Unheil mehr anrichten konnte, warf er Erde und Steine darüber, schlug drei Kreuze über der Stätte und ging leichten Herzens seines Weges.

In der Folgezeit sind in der ganzen Gegend keine Werwölfe mehr gesehen worden. Nur hin und wieder erzählen die Alten wohl noch einmal von der unglaublichen Gefräßigkeit dieser nimmersatten Geschöpfe.

## Der Ahnekopp

Vor einer Reihe von Jahren wollen nächtliche Wanderer bei Quanthof manchmal einem Manne ohne Kopf begegnet sein. Meist kam er den Reiner Brink herauf, schritt dann nach dem Dorfe hinunter und verschwand dort wieder vor einem ganz bestimmten Hofe. Mit diesem sonderbaren Manne soll die Sache sich so verhalten:

Als vor Jahrhunderten das Dorf Quanthof noch ein einzelner Hof war, gehörte er zu den umfangreichen Besitzungen des Klosters Wülfighausen. Weil er aber zu weit von dort entfernt lag, ließen ihn die Nonnen ständig durch Vögte bewirtschaften. Seit Menschengedenken entstammten sie einer Familie Quant, wovon der Hof auch seinen Namen erhielt.

Der letzte Verwalter dieses Namens suchte seinen eigenen Nutzen, wo er nur konnte. Der heimliche Wunsch des selbstjüchtigen Mannes war es, seinen drei Söhnen einen Bauernhof zu verschaffen. Deshalb redete er den Nonnen bei jeder sich bietenden Gelegenheit ein, es sei für das Kloster vorteilhafter, wenn der Hof in mehrere Bauernstellen aufgeteilt werde. Lange verweigerten sie ihre Zustimmung zu dem scheinheiligen Vorschlage, aber der gerissene Quant verfolgte sein Ziel auf jede nur erdenkliche Art und Weise. Endlich brachte er es dann doch fertig, daß die Klosterfrauen aus dem Quantthofe drei gleichgroße Höfe machten und an seine Söhne zu Meierrecht austaten.

Als sie die Höfe schon einige Zeit besessen hatten, starb der alte Quant. Nun gefiel es seinem jüngsten Sohne, das Glück in der weiten Welt zu suchen. Bevor er auszog, übergab er jedem Bruder die Hälfte

seines Hofes unter der Bedingung zu treuen Händen, sie könnten den ihnen zugefallenen Teil des Landes als ihr Eigentum ansehen, wenn er nicht wiederkäme.

Gleich nach seinem Fortzuge nahmen sie das Land unter den Pflug und beackerten es zusammen mit dem ihrigen. Beinahe hatten sie ihren Bruder schon vergessen, da kehrte er nach fast dreißig Jahren arm und elend aus der Fremde heim und verlangte von seinen Brüdern das Land zurück. Während der zweite es ihm auch ohne Murren wiedergab, verweigerte es der älteste mit der Begründung, er habe ihm einst den halben Hof geschenkt.

Als er trotz allen Bittens und Flehens auf seinem Standpunkt beharrte, verklagte ihn der jüngste Bruder vor dem Gerichte. Aber auch hier blieb der Lügner bei seiner Behauptung, und die Richter wußten nicht, wem sie recht geben sollten. Da forderten sie von ihm, daß er seine Angaben durch einen Eid erhärten solle. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, legte der Gewissenlose den Schwur zum Entsetzen seines Bruders ab. Weil dieser nun keine Zeugen, die das Gegenteil beweisen konnten, beizubringen vermochte, entschieden die Richter zu seinen Ungunsten.

In seiner Entrüstung über die verwerfliche Meintat trat er im Angesichte des Gerichts vor seinen falschen Bruder. Alsdann verfluchte er ihn mit bebender Stimme und sprach, so wahr es einen Gott im Himmel gäbe, würde er ihn, wenn nicht schon in diesem Leben, so doch ganz gewiß in jenem, für sein Verbrechen strafen.

Wohl oder übel mußte sich der jüngste Quant mit dem Spruche der Richter abfinden. Den meineidigen Bruder aber traf die gerechte Strafe nach seinem Tode, denn von da an wanderte sein Geist zu gewissen Nachtzeiten mit dem Kopfe unter dem Arme in der Nähe von Quantshof umher. Noch vor ungefähr sechzig Jahren will ihn der damalige Quantmüller auf dem Mühlenbrinke angetroffen haben, als er einmal in später Stunde von Esbeck nach seiner Mühle zurückkehrte.

## Die Balmisser Glocke

Südöstlich des Bergortes Osterwald, in der Nähe der Glashütte, lag im Mittelalter das Dörfchen Balmissen. Auf welche Weise es wüst geworden ist, vermögen keine Urkunde und kein Buch zu künden. Die Leute wollen jedoch wissen, es sei in einer wilden Fehde ein Raub der Flammen geworden. Und weil es in jenen bösen Zeiten den Balmissern unter dem Walde zu unsicher gewesen sei, hätten sie ihre Ortschaft verlassen und sich im benachbarten Oldendorf wieder angesiedelt.

Ehe die unglücklichen Leute von ihrer Dorfstätte schieden, beschloßen sie einmütig, die einzige Glocke ihrer kleinen Kirche bei passender Gelegenheit nachzuholen. Da aber der Aufbau ihrer Höfe ihre ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahm, blieb sie noch wochenlang im Kirchturme zu Balmissen hängen.

Nun hätten die Benstorfer seit langem gern ein besseres Geläut für ihre Kirche gehabt. Sie begaben sich deshalb eines Nachts nach Balmissen, hoben die Glocke aus dem Turme und luden sie auf einen Wagen. Als sie das glücklich bewerkstelligt hatten, sollte sie nach Benstorf gebracht werden. In der Dunkelheit kamen aber die Fuhrleute vom Wege ab und gerieten in der Nähe der späteren Zuckerfabrik in einen Morast. Dort versackte der Wagen samt der Glocke, so daß er in kurzer Zeit bis an den Achsen in dem grundlosen Boden steckte. Trotz allen Anstrengungen konnten die Benstorfer ihn nicht wieder herausbringen, wenngleich sie auch den letzten Mann und die klapprigste Mähre ihres Dorfes zu Hilfe geholt hatten. Unaufhaltsam sank der Wagen tiefer und tiefer, bis zuletzt nur noch die Spitzen der Wagenrungen aus der Erde ragten.

In ihrer Hilflosigkeit kamen sie nun überein, die Arbeit bis zum Anbruch des Tages ruhen zu lassen. Zufällig kam, als sie mit ihren Pferden nach Hause zogen, ein Balmisser des Weges. Er wurde bald gewahr, was sich zugetragen hatte. Spornstreichs lief er nach Oldendorf, rief die Männer zusammen und berichtete ihnen von dem Vorhaben der Benstorfer. Nach kurzer Beratung machten sich die Oldendorfer auf den Weg nach der Stelle, wo der Glockenwagen versunken war. Aber sie mochten suchen und suchen, sie konnten ihn nicht finden.

Da meinte der Swen von Oldendorf, es sei schon verschiedentlich vorgekommen, daß Schweine versunkene Glocken wieder an den Tag gebracht hätten. Einige der Männer, die das hörten, spotteten darüber; die Mehrzahl dagegen ließ verlauten, es könne ja einmal versucht werden. Man schickte also den Schweinehirten nach Oldendorf, und nach Ablauf von einer kleinen Stunde war er wieder mit einer alten Sau zur Stelle. Nachdem das Tier losgelassen worden war, lief es in den Sumpf, wühlte nach seiner Gewohnheit darin herum und hatte wirklich die Glocke bald gefunden.

Jetzt spannten die Oldendorfer ihre gesamten Pferde vor den Wagen; doch es gelang auch ihren vereinten Kräften nicht, ihre Glocke aus dem Moraste herauszuziehen. Schon wollte man die Flinte ins Korn werfen und Glocke Glocke sein lassen, da traf noch ein ehemaliger Balmisser Bauer, der sich verspätet hatte, mit seinen beiden Schimmeln ein. Auf seine Bitte wurden alle Pferde ausgesträngt, und er spannte die seinigen allein vor den Wagen. Dann knallte er dreimal mit der



Beitſche, die Schimmel legten ſich ins Gefchirr und ein paar Augenblicke ſpäter ſtand die Glocke unverfehrt auf feſter Erde.

Unter lautem Jubel wurde ſie nach Oldendorf gefahren und noch in der gleichen Nacht in dem dortigen Kirchturme aufgehängt. Die Benſtorfer machten natürlich lange Geſichter, als ſie im Morgengrauen die Glocke holen wollten und nicht mehr vorfanden.

Die Balmiſſer Glocke aber begleitet mit ihrem Klange noch in unſeren Tagen die Oldendorfer in Freud und Leid von der Wiege bis zum Grabe auf ihrem Wege durchs Leben.

## Die Drachenschlucht

Ein enges Waldthal im nördlichen Teile des Oſterwäldes trägt von alters her die Bezeichnung Drachenschlucht, da dort, wie geſagt wird, ein fürchtbarer Drache ſein wohlverdientes Ende gefunden haben ſoll.

Das Ungeheuer hauste in einer Höhle, die tief in einem undurchdringlichen Dickicht des Oſterwäldes verborgen lag. Im Winter ließ es ſich nicht ſehen, aber zur Sommerzeit kam es oftmals des Nachts aus ſeinem Verſtecke hervor. Dann ließ es auf die Weiden vor dem Walde, um ein Schaf, eine Kuh oder ein Pferd zu rauben. Konnte der Drache einmal ſeinen gewaltigen Hungrer nicht ſtillen, ſo verheerte und verwüſtete er aus Ärger ringſum die Felder. Das war in manchen Jahren ſo arg, daß die Bauern von ihren Äckern kaum die Einſaat ernteten. Lange Zeit ertrugen die Leute in den Dörfern unter dem Walde ihr ſchweres Loſ mit bewundernswerter Geduld. Als eines Tages jedoch der Lindwurm auch in die Dörfer einbrach und ſelbſt die Menſchen nicht verſchonte, verließen ſie aus Furcht ihre Wohnſtätten und bauten ſie in Eldagsen wieder auf.

Zwar waren die Leute jetzt ihres Lebens ſicher, aber auf ihren Feldern wütete der Drache ſchlimmer als vorher. Da ſchwuren ihm die Eldagsen den Tod und ſetzten einen hohen Preis aus für den, der ihn tötete. Doch trotzdem fand ſich, die kühne Tat zu wagen, in der ganzen Gegend lange kein mutiger Mann. Endlich erbot ſich ein Schuſter aus Eldagsen dazu; man nahm ihn jedoch nicht ernſt, traute ihm auch den nötigen Mut nicht zu und wies ſein Anerbieten ſpottend ab.

Als die Not aber immer größer wurde und die Eldagsen ſich keinen Rat mehr wußten, baten ſie dem Schuſter reumütig ihren Hochmut ab und gingen ihn flehentlich um Hilfe an. Ungeſäumt begab er ſich in

den Oſterwald, und nach ein paar Tagen hatte er bereits die Gewohnheiten des Drachen bis ins kleinſte ausgekundſchaftet. Ihm war beſonders aufgefallen, daß er ſtets den gleichen Weg beging, wenn er in die Felder einfallen wollte.

Auf dieſe Beobachtung baute er ſeinen Plan zur Vernichtung des Lindwurmes auf. Eines Morgens zog er mit Spaten, Spitzhacke, Äxt, Spieß und einem Wagen voll Pech in den Wald. In einer ſchmalen Schlucht, durch die der Pfad des Drachen verlief, hob er in mühevoller Arbeit ein großes viereckiges Loch aus der Erde. Als es nach ſeiner Schätzung tief genug war, ſchüttete er all das Pech hinein, das er mitgebracht hatte. Hierauf legte er quer über die Grube ſchwache Knüppel, deckte ſie mit Baumzweigen ab und breitete Erde, Gras und Laub darüber aus. Zulezt verwiſchte er noch ſorgſam jede Spur menſchlicher Tätigkeit, damit ſich der Pflanz bei der Fallgrube durch nichts von ſeiner Umgebung unterſchied.

Unterdes hatte ſich allmählich die Dunkelheit eingeſtellt. Der Schuſter ſuchte nun den Drachen vor ſeiner Höhle auf, um ihn durch Lärm und Geſchrei daraus hervorzulocken. Es dauerte auch nicht lange, da kroch er unbeholfen aus ſeinem Schlupfwinkel heraus. Jetzt ſprang der Schuſter geſchwind davon und eilte auf dem Drachenspfad den Berg hinab bis an den Waldeſtrand. Raſend vor Mut verfolgte ihn der Drache, brach aber beim Überſchreiten des Falloches mit der Decke durch und ſtürzte hinein.

Der Drache ſchrie fürchterlich, ſpie Feuer und Schwefel und verſuchte mit aller Gewalt, wieder daraus herauszukommen. Aber die Feuerſglut, die ſeinem Rachen entſtrömte, machte das Pech ſo weich, daß das Tier am Boden feſtklebte und ſich bald nicht mehr rühren konnte. Noch ſtundenlang hallte der Wald von dem ſchaurigen Gebrüll des Lindwurms wider, erſt bei Sonnenaufgang wurde es nach und nach ſtill. Nun trat der Schuſter an den Rand der Grube und ſtieß dem erſchöpften Drachen den Spieß in den Rachen. Als er verblutet war, griff er zur Äxt und trennte ihm mit ſicheren Hieben den Kopf vom Rumpfe.

Mit dem Drachenhaupte an der Spitze ſeines Speeres machte ſich der unerſchrockene Mann alſobald auf den Weg nach Eldagsen, wo er mit großen Ehren empfangen und reich belohnt wurde. Die Leute priesen und rühmten noch lange nach ſeinem Tode den Schuſter für ſeine tapfere Tat. Das bis dahin namenloſe Thal, in dem er den Drachen getötet hatte, aber nannte man fortan Drachenschlucht.

## Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Vom wilden Jäger	5
Die Frau im Monde	6
Vom Langschwanz	7
Die Schmalzbirnen	8
Der dreibeinige Hase	9
Der Spuk im Hause	10
Die schwarze Katze	11
Das goldene Sofa	11
Die letzte Betstunde in der Esbecker Kirche	13
Der überlistete Teufel	14
Die drei Spieler	15
Die Mischelkule	17
Der Schatz in der Bullerwiese	19
Der Weltenhund	20
Von Stöltenlichtern	21
Der feurige Flugmann	23
Das Roggenweib	24
Der Schäfer mit der Herde	25
Wer Erbe von Heinsen wurde	26
Der Heilbrint	27
Woher Heinsen, Dunsen, Deinsen und Deilmissen ihre Namen haben	28
Der Ahnekopp	31
Die Dalmisser Glocke	32
Die Drachenschlucht	34